

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 6

Artikel: Das Fähnlein der sieben Aufrechten : 100% deutsch
Autor: Egli, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

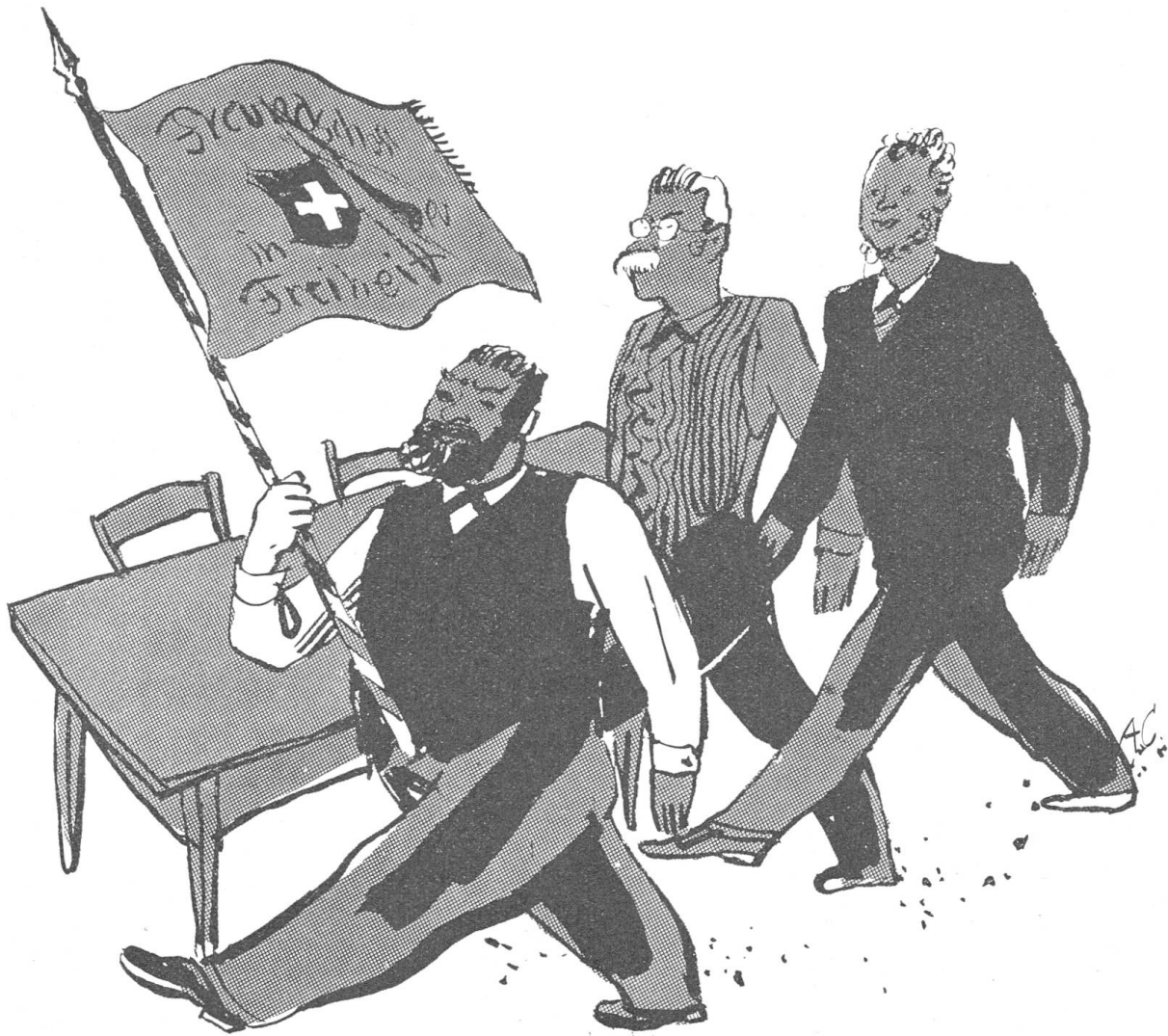
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Fähnlein der sieben Aufrechten 100% deutsch

Von Hans Egli

Illustriert von Alois Carigiet

I.

Folgendes ist der Sachverhalt:

Eine Berliner Firma dreht nach Gottfried Kellers Novelle «Das Fähnlein der sieben Aufrechten» einen Film, welcher im Apollokino in Zürich zur schweizerischen Erstaufführung gelangt und der nun in der ganzen übrigen Schweiz vorgeführt werden soll. Ein Kritiker der «Neuen Zürcher Zeitung», Herr E. Arnet, referiert darüber in seinem Blatt.

Lob und Tadel sind ungefähr in der Proportion 50:50 verteilt. In der negativen Hälfte seiner Kritik empfindet Herr Arnet den Film namentlich als unschweizerisch und dem Geiste Gottfried Kellers nicht gerecht werdend. Die Hersteller des Films lehnen sich gegen diese Kritik auf, und sie erlassen einen Aufruf folgenden Inhalts:

«Aufruf: Alle Schweizer an die Front als Filmkritiker! Da wir uns im Zweifel befinden, ob der Kritiker, also der

Führer des Publikumsgeschmacks, Herr Arnet, in seinem Aufsatz in Nr. 151 der «N.Z.Z.», Gottfried Keller im Film, seiner Aufgabe gerecht geworden ist, wenden wir uns an das gesamte Schweizerpublikum und laden es ein, sich zu beteiligen an einem Kritikwettbewerb über den Film «Das Fähnlein der sieben Aufrechten», nach der Novelle von Gottfried Keller, der zur Zeit im Apollokino läuft usw. usw.»

Nach Anführung der ausgesetzten Preise (Passepartout, Abonnement und Freibillette zum Besuch des Apollokinos) stellt das Unternehmen, zur Erleichterung der Aufgabe der Schweizer als Filmkritiker, folgende fünf Fragen:

1. *Empfinden Sie den Film als schweizerisch oder fremd?*
2. *Spüren Sie nur das «Heiter-Lächerliche und Winkelbürgerliche dieser wackern Handwerker Gilde», oder fühlen Sie auch noch den tiefen sittlichen Ernst, der dahinter steht?*
3. *Finden Sie, dass der Film seine Aufgabe: Die Kellersche Novelle filmisch zu gestalten, befriedigend gelöst hat?*
4. *Was empfinden Sie als besonders sympathisch oder unsympathisch an der Darstellung der Hermine durch Karin Hardt und den übrigen Darstellern?*
5. *Welchen Wert messen Sie dem Film in propagandistischer Hinsicht bei, um für unser Land und seine Eigenart im Ausland zu werben?*

Der Kritikwettbewerb ist zweifellos ein Versuch, das Publikum zu beeinflussen, um nicht zu sagen ein Bestechungsversuch. Es soll versucht werden, aus diesem Wettbewerb jenes Urteil herauszudestillieren, das den Unternehmern genehm ist. Und was sollte herausdestilliert werden? Die Suggestivfragen, die dem Aufruf angehängt wurden, geben darüber Auskunft. Die Kritik sollte, nach diesen Fragen zu schliessen, wie folgt lauten: «Wir empfinden den Film als schweizerisch. Wir spüren nicht nur das Heiter-Lächerliche und Winkelbürgerliche der wackern Handwerker Gilde, sondern auch noch den tiefen, sittlichen Ernst, der dahinter steht. Wir finden, dass der Film

seine Aufgabe, die Kellersche Novelle filmisch zu gestalten, trefflich gelöst hat. Wir finden an der Darstellung dies und dies besonders sympathisch. Wir messen dem Film in propagandistischer Hinsicht, um für unser Land und seine Eigenart im Ausland zu werben, grossen Wert zu.»

Mit Recht beklagt sich der Kritiker, dass auf seine rein geistige Stellungnahme mit materialistischen Waffen, wie Inseraten-Boykott und Freibilletten, geantwortet wurde. Es besteht kein Zweifel, dass ein Angriff auf die Pressefreiheit stattgefunden hat, den zurückzuweisen eine Selbstverständlichkeit ist. Es sind darüber auch weitere Worte nicht zu verlieren.

II.

Und nun zum Film selbst. Da geht es nun allerdings um eine ganz prinzipielle Frage, denn das, was hier vorliegt, ist nicht ein vereinzelter Fall, sondern eine alte und missliche Geschichte. Wir alle sind schon den Pariser Apachen, den österreichischen Offizieren, den russischen Grossfürsten begegnet, die Hollywood erzeugt hat. Wir alle haben schon bei den bekannten Luis Trenker-Bergfilmen mit dem «Skimädel» Leni Riefenstahl unsern gelinden Schauer bekommen. Dass die Reaktion beim «Fähnlein der sieben Aufrechten» nun eine besonders heftige ist, hängt wohl ganz einfach damit zusammen, dass es uns selber angeht, dass wir ausrufen möchten: Nein, das sind wir nicht, das ist eine Karikatur von uns! Unser Gefühl ist jenes, das ein Tiroler dem Salontiroletum gegenüber haben muss. Man komme uns nun nicht mit dem Einwand von Wilhelm Tell oder Carmen! Es handelt sich in Schillers Drama und in Bizets Oper um Kunstwerke, wo das lokale Kolorit keine Rolle spielt. Der Ehrgeiz des Films aber ist der Realität, und wenn der Film «Das Fähnlein der sieben Aufrechten» darauf Anspruch macht, die schweizerische Realität wiederzugeben, oder wie der Regisseur des Films irgendwo sagt, «das typisch Schweizerische herausgebracht zu ha-

ben», so müssen wir uns dagegen wehren.

Und so will ich denn, um auf die erste der gestellten Fragen einzugehen «Empfinden Sie den Film als schweizerisch oder fremd», es sofort und unverblümt heraussagen: fremd, fremd, fremd – oder vielleicht noch ein bisschen deutlicher: deutsch, deutsch, reichsdeutsch. Und gerade hinter dieses, den Herstellern unerwünschte Urteil eine andere einschränkende Feststellung: das soll nicht besagen, dass der Film schlecht ist. Denn wäre es so, dass wir es vergessen könnten, dass wir Schweizer sind, hätten wir nicht, wie alle beheimateten Menschen, ein unbestechliches und nicht trügendes Gefühl für alles, was aus unserer Heimat ist, und hätten wir nicht mit Gottfried Keller gemeinsam, und zum Teil durch ihn, die bestimmte Vision unserer Heimat, die Nüance gleichsam, auf die es ankommt, so könnten wir mit gutem Gewissen sagen: es ist ein guter Film, um vieles besser als hundert andere Filme gleicher Herkunft. Man darf füglich behaupten, es hat an gutem Willen nicht gefehlt, es hat an Liebe nicht gefehlt und an Mühe und Anstrengung. Es ist auch wirklich herausgekommen, was mit gutem Willen, Liebe und Mühe herauskommen konnte: ein gutes Werkstück. Aber alles andere, eben jenes, auf das die Hersteller peinlicherweise soviel Gewicht legen, das Schweizerisch-nationale, ist nicht herausgekommen, weil es über die Kraft der Hersteller, des Regisseurs und der Schauspieler ging. Sie konnten nicht etwas geben, was sie nicht hatten, nämlich jenes unbewusste Gut in Wort und Geste, jenes undefinierbare Mitbringsel, das Merkmal von Milieu und Herkunft ist – in diesem Falle das Schweizerische.

Ausser Kuser, der durch einen Schweizer Schauspieler dargestellt wird, findet sich in diesem Film keine einzige schweizerische Type, weder in den Haupt- noch in den Nebenfiguren, von der zum Teil hanebüchenen Komparserie schon gar nicht zu reden. Man denke nur an den als

Appenzeller verkleideten Kaffeehaussänger, der in der Festhütte das Tessinerlied «Quattro cavai...» singt! Die kleinste Bewegung, die kleinste Geste muss als unwahr und verfälscht bezeichnet werden, in dem Augenblick, wo behauptet wird, dass das typisch Schweizerische darin zum Ausdruck komme. Die Art, wie der „Rat von Zürich“ tagt, wie er Hediger und Frymann zitiert und anspricht, die Art, wie jene antworten, wirkt für jemand, der nur ein bisschen die Schweiz kennt, unendlich peinlich. Von Schritt zu Schritt, von Geste zu Geste geht es so durch den ganzen Film hindurch. Ich könnte keine einzige Stelle auffinden, wo man das Gefühl hätte, hier ist etwas vom schweizerischen Leben, von der schweizerischen Eigenart in den Film hineingekommen. Unsere Männer gehen anders, bewegen sich anders, halten anders ihre Spazierstöcke, ihre Stumpen, ihre Pfeifen. Unsere Frauen reden anders miteinander, nähen anders, gruppieren sich anders, wenn sie beisammen sind, lehnen sich anders an das Balkongeländer, als es Frau Hediger im Filme tut, unsere Frauen grüssen anders. Unsere Rekruten trinken anders, fluchen anders, unsere Schützen schiessen anders, unsere jungen Mädchen küssen anders. Wann je würde man an einem schweizerischen Wirtshaustisch ein solches «Geschnörr» hören wie in diesem Film? Vom Dialog überhaupt nicht zu reden. Gewiss, Gottfried Keller hat seine Novelle in Hochdeutsch geschrieben, aber das berechtigt noch lange nicht, seine Sprache in deutsche Provinzialismen zu übersetzen. Wann je würde ein Mädchen bei uns eine Schildwache ansprechen: «Guten Tag, Herr Soldat!» Wann je würde ein zürcherischer Fuhrhalter ausrufen: «Alle Mann hierher, ein bisschen Dalli!» Wer je in unserm ganzen Lande würde sagen: «Was soll's?» oder «Ergebenster Diener» oder «Schmuck sehen sie aus» oder «Mach ich, Herr Scharfschütze»? Wer von uns hörte nicht das Wiehern in den Kantonementen, wenn ein Rekrut

zum andern sagte: «Du willst wohl mit mir fingerhakeln!» Was würde wohl ein Schütze für ein dummes Gesicht machen, wenn sein Schatz zu ihm sagt: «Nun geh zum Scheibenstand, und schiess mal anständig!» Ach, und wie ist das schweizerisch, wenn das dichtgedrängte Volk hinter dem «Scharfschützen» Karl nach jedem Schuss aufheult vor räppischer Begeisterung, wenn er ins Schwarze getroffen hat. Da bliebe wohl nichts anderes übrig als mit Meister Frymann im Film auszurufen: «Ich tu mal einen Sprung zu Aklin rüber!» Nein, es tut uns leid, aber es geht wirklich nicht. Damit macht man noch keinen schweizerischen Film, indem man sagen lässt: «Da hast du 10 Rappen, geh dir mal ein Zuckerli kaufen!» Oder schelmisch zu Karl: «Die Küchli (sprich Khüüchlii) sind im Ofen.»

Man kann sagen, ausser den Aufnahmen am Schützenfest in Freiburg ist an diesem Filme nichts Schweizerisches, konnte nichts Schweizerisches sein, ja, es geht soweit, dass an manchen Stellen die authentische schweizerische Landschaft aufhört schweizerisch zu sein, weil die Menschen, die in ihr agieren, ihr so wesensfremd sind.

Es sind in diesem Filme ganz zweifellos grosse Schauspieler am Werke. Der Darsteller des Frymann, Karls, und die Darstellerin Hermine sind gute Schauspieler und sympathische Menschen. Dass sie keine Schweizer sind und keine Schweizer darstellen können, ist kein Vorwurf, den man ihrer Kunst machen kann.

Es besteht auch kein Zweifel, dass der Film sehr geeignet ist, propagandistisch für die Schweiz im Ausland zu werben. Er mag das liebliche, verführerische und vielleicht auch ein wenig falsche Schaufenster sein, hinter dem ein deutsches Reiseunternehmen in Deutschland für die Schweiz Propaganda macht, aber ein Spiegel, in dem wir uns selbst freudig wiedererkennen, ist er nicht.

III.

Der Vorwurf, den der erwähnte Kritiker, wir und zweifellos der grösste Teil des schweizerischen Publikums, den Herstellern, nicht dem Film, zu machen haben, ist der der Unbescheidenheit.

Warum es sich nicht genügen lassen, nach bestem Willen, Wissen und Gewissen schlecht und recht einen Film hergestellt zu haben? Warum durchaus um des Teufels willen eine schweizerisch-nationale Angelegenheit daraus machen wollen?

Wir können uns nicht helfen, auf uns macht das Ganze den Eindruck eines ausserordentlich geschickt hergestellten deutschen Exportartikels, mit einer Spekulation auf die herrschende national-schweizerische Konjunktur. So ein bisschen, als wenn ein deutscher Drucker Plakate herstellen liesse mit dem Armbrustzeichen und der Aufschrift «Kauft Schweizerware!», um sie dann nach der Schweiz zu exportieren.

Wenn man in das mit Schweizerfahnen, alten Gewehren und einem Porträt Gottfried Kellers geschmückte Vestibül des Apollokinos tritt und dann während der ganzen Vorstellung im Lautsprecher Platten wie «Von ferne sei herzlich gegrüsst», «Rufst du mein Vaterland» und «Niene geit's so schön und luschtig...» vorgespielt bekommt, so entsteht, zusammen mit dem erwähnten Aufruf, einfach der Eindruck einer unbescheidenen Zwängerei, und man merkt die verstimmende Absicht, dass das ruhige Urteil, um eines geschäftlichen Interesses willen, durch eine patriotische Mache getrübt werden soll.

Was aber an der ganzen Angelegenheit besonders revoltiert, das ist die treuherzige und ahnungslose Anmassung der schweizerischen Eigenart gegenüber. Da gehen sie hin und drehen einen Schweizerfilm, und die Plakate, die ihn anzeigen, tragen den Vermerk «GENEHMIGT, FILMPRÜFUNGSSTELLE BERLIN NR. 24 773 15. DEZ. 1934» und kommen

zu uns in aller Naivität: «Hier nehmt, wir haben's geschafft!» Es kommt ihnen überhaupt nicht in den Sinn, welche beleidigende Geringschätzung sich darin dokumentiert. Was würde man wohl in Deutschland dazu sagen, wenn eine schweizerische Filmgesellschaft sich anmassen würde mit einer Verfilmung von Reuters «Ut mine Stromtid» den Plattdeutschen ihren Film geschenkt zu haben?

Eine Hauptvoraussetzung für die Güte eines Films ist seine Echtheit. Die Echtheit kann nicht gemacht werden. Sie kann nur aus der intimen Milieuverbundenheit heraus entstehen. Jeder national bedingte Film wird deshalb immer die Spezialität des in Frage kommenden Landes sein. Man braucht hier nur im

Vorbeigehen an die russischen, an die französischen Filme zu erinnern, die uns im Gedächtnis haften geblieben sind.

Es gibt noch keine schweizerische Filmindustrie, und wenn es eine gäbe, so hätte sie gewiss kein Privileg auf die Stoffe der schweizerischen Literatur. Man möchte trotzdem im Namen des ungeborenen Kindes an die Filmproduzenten die Bitte richten: Überlasst uns, unsern Schauspielern, unsern Regisseuren dieses kleine Reservat, denn es kränkt und ärgert uns, wenn ihr an tausend weisse Wände das Abbild einer Welt werft, die unsere sein soll und es nicht ist! Und mögt ihr noch so bieder behaupten, wir können euch auch «schweizerisch» kommen, ihr könnt es so wenig, wie wir euch «reichsdeutsch» kommen können.

BIM FASNACHT-KÜECHLA

(Churer Dialekt)

D'Mamma tuat hüt Küechli bacha.
Ma muass bi dera schwära Sacha
Ufpassa wia bim Häftli macha,
Sus grotend d'Küechli nid,
Kannscht dry tua grad was d'witt.

's klei Fritzli kunnt dua au und luegt' ra zua
Und seit: „Hüt schmeckt's in üsrer Kuchi hellisch guet,
Und spässig isch's, wia's in der Pfanna sprätzla tuet!“
Goldgäli Küechli, ganzi Biga,
Gsieht er jetz vor sym Blick ufstiga.
Ihm wässrat ds Muul, und endli seit er dua:
(Är hät's halt nümma könna heba) „Mamma, lua!
Schwätz öppa-n-öppis au, und lueg mi a!“

„Was sött i schwätzja, kleina Ma?
Gsiehscht, dass i alli Händ voll z'wercha ha?“
„Hä, Mamma, könntischt säga:
Fritz, möchtischt au a Küechli? — mynetwega!“
„Du tonders Lumpi! — Nusa, se! Do häsch dy Küechli!
Gang aber jetz, Spitzbüebli! Lua do dia Kella!“
Und d'Mamma muess jetz heimli lacha
Und denkt bim Küechlibacha:
„Das muess i hüt mym Ma erzella.“

Hs. Jenny, Chur.